

**Zeitschrift:** Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =  
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

**Herausgeber:** Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

**Band:** 37 (2011)

**Heft:** 3-4

  

**Artikel:** Mehr Qualität in der Forschung durch künstlich inszenierte  
Wettbewerbe?

**Autor:** Blinswanger, Martin

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-893929>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Mehr Qualität in der Forschung durch künstlich inszenierte Wettbewerbe?

Mathias Binswanger\*

### Summary

*Although modern economies are market economies, several important goods and services are provided outside the market system. This is especially the case in education, science or health care, where a free market does not work or where its outcome is not considered to be socially beneficial. However, since only competition seems to guarantee efficiency, governments increasingly initiate artificial competitions in order to «motivate» scientists, teachers, doctors or nurses to do a good job even if there is no market. But these artificial competitions do not enhance efficiency. Instead they lead to the production of nonsense. This can be explained as follows. On a functioning market, producers of goods and services have an incentive to meet the needs of consumers, as this maximizes their profits. But in artificial competitions without markets people's needs do not matter. Instead, these competitions induce providers to maximize some measurable outcome, which does not serve anybody's needs.*

*For example in science, professors and universities are ranked according to the number of publications in scientific journals as an indicator of scientific excellence. These artificial competitions incentivize scientists to maximize the number of publications while the content of these publications becomes increasingly irrelevant. Therefore, the resulting «excellence» is in fact nonsense. The artificial competition about «winning the publication game» misleads scientists to concentrate on the number of publications instead of on the quality of their research.*

### 1. Künstlich inszenierte Wettbewerbe und ihre Folgen

In vielen Bereichen der Wirtschaft gibt es keine oder nur unvollständig funktionierende Märkte. Deshalb ist man im Zuge einer zunehmenden Wettbewerbsgläubigkeit über die letzten Jahrzehnte auf die fatale Idee gekommen, künstliche Wettbewerbe zu inszenieren, um so die angebliche überlegene Effizienz des Marktwirtschaft bis in den hintersten Winkel jeder öffentlichen und privaten Institution voranzutreiben. Mit missionarischem Eifer werden überall Leistungsanreize gesetzt, doch was dabei als Leistung herauskommt, ist in Wirklichkeit ein gigantischer Unsinn.

Ein Markt lässt sich nicht künstlich inszenieren. Künstlich inszenieren lassen sich nur Wettbewerbe, aber diese sorgen im Gegensatz zu einem funktionierenden Marktwettbewerb nicht dafür, dass die Produktion optimal auf die Bedürfnisse der Nachfrager angepasst ist. Nur wo Wettbewerb und Markt zusammenfallen und Marktwettbewerb herrscht, kann die von Adam Smith erstmals beschriebene «unsichtbare Hand» unter bestimmten Bedingungen über das Preissystem wirken und für Effizienz sorgen. Bei Wettbewerben ohne Markt ist das hingegen nicht der Fall. Statt an den Bedürfnissen der Nachfrager orientieren sich die Produzenten eines Produktes oder einer Leistung an irgendwelchen Kennzahlen oder Indikatoren, die für den Erfolg im Wettbewerb massgebend sind. Die Ausrichtung an diesen Kennzahlen führt jedoch nicht zu Effizienz, sondern sorgt für perverse Anreize, die dann folgerichtig auch perverse Resultate ergeben (siehe Binswanger, 2010). Da werden von Wissenschaftlern mit Fleiss und Akribie jedes Jahr in tausenden von Fachzeitschriften über hunderttausende von Seiten Fragen beantwortet, deren Antwort niemand wissen will. Immer mehr junge Menschen werden als Studenten in Hochschulen über lange Jahre ausgebildet, um irgendwelche Bachelors und Masters zu erwerben, die nichts zu ihrem Können in ihrem zukünftigen Berufsleben beitragen. Und es werden immer mehr medizinische Untersuchungen und Tests für die Prävention von Krankheiten durchgeführt, die nie eintreten.

Diese Entwicklungen sind aber, so wird uns gesagt, zentral für unseren Wohlstand und unser persönliches Wohlbefinden. Je mehr Fachartikel publiziert werden, je mehr Menschen studieren, je mehr medizinische Untersuchungen wir haben, umso besser

\* Hochschule für Wirtschaft, Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW, Riggenbachstrasse 16, CH 4600 Olten

E-mail: [mathias.binswanger@fhnw.ch](mailto:mathias.binswanger@fhnw.ch)

**Mathias Binswanger**, Dr. rer.pol, ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Er war Gastprofessor an der Technischen Universität Freiberg in Deutschland, an der Qingdao Technological University in China und an der Banking University in Saigon (Vietnam). Er ist Autor von zahlreichen Büchern und Artikeln in Fachzeitschriften und in der Presse. Die Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen. Mathias Binswanger ist auch Autor des 2006 erschienenen Buches «Die Tretmühlen des Glücks», welches in der Schweiz zum Bestseller wurde. Im Jahr 2010 ist sein neuestes Buch «Sinnlose Wettbewerbe – Warum wir immer mehr Unsinn produzieren» erschienen.

gehe es uns. Nur leider ist das nicht der Fall. Die Produktion von Unsinn schafft zwar Arbeitsplätze, doch verhindert sie gleichzeitig die Produktion der qualitativ wertvollen Erzeugnisse, die tatsächlich benötigt werden. Sinn wird durch Unsinn verdrängt, Qualität durch Quantität und die Freude an einer Tätigkeit durch Zuckerbrot und Peitsche. Auf diese Weise ist eine neue Wettbewerbsbürokratie entstanden, welche die alte Beamtenbürokratie abgelöst hat. Doch die neue Bürokratie ist viel raffinierter, da sie unter dem Deckmantel von Markt, Wettbewerb und Effizienz daher kommt.

## 2. Sinnlose Wettbewerbe an Universitäten

Seit der Zeit der Aufklärung findet Forschung grossenteils an Universitäten bzw. deren Instituten statt, wo über lange Zeit das Ideal der Einheit von Forschung und Lehre hochgehalten wurde. Seit der Neugründung der deutschen Universitäten durch Humboldt im Jahre 1810, waren diese auch, was den wissenschaftlichen Betrieb betrifft, weitgehend unabhängig (wissenschaftliche Freiheit) und es galt das Prinzip der akademischen Selbstverwaltung. Der Staat beschränkte sich darauf, die für die Universitäten bestimmten Summen festzulegen, die gesetzlichen Rahmenbedingungen zu erlassen und vor allem auch die Besoldungsreglemente zu erstellen. Was die wissenschaftliche Arbeit betraf, so übten sich die zuständigen staatlichen Gremien mit Ausnahme einiger unrühmlicher Zwischenepisoden (Nazizeit) in vornehmer Zurückhaltung. Man hatte das aus heutiger Sicht geradezu ungeheuer anmutende Vertrauen, dass die Forscher selbst am besten wissen, womit sie sich konkret beschäftigen sollen

Generell war man sich der Tatsache bewusst, dass man den besten wissenschaftlichen Köpfen eines Landes nicht von aussen aufkotroyieren kann, wofür sie sich interessieren sollen, und wo sie Forschung betreiben müssen (z.B. Schatz, 2001; Kohler, 2007). Aus diesem Grund wurde die Tätigkeit von Professoren und anderen Forschenden kaum systematisch erfasst und bewertet, denn man ging davon aus, dass diese aus eigenem Antrieb heraus gute Arbeit leisten. Manchmal stimmte das und manchmal nicht. Das Resultat waren gewaltige Qualitätsunterschiede zwischen den einzelnen Forschenden, die jedoch den Wissenschaftsbetrieb nicht weiter störten. Wissenschaftliche Genies und wissenschaftliche Nieten bevölkerten gemeinsam die Forschungslandschaft, wobei es längst nicht immer schon zu Lebzeiten der Forscher erkennbar war, wer die Niete und wer das Genie darstellte. «Das Ausserordentliche ist das seltene Resultat durchschnittlicher Forschung und erst die breite Qualität, die aus dem Mittelmasse wächst, beschert uns am Schluss die grosse Leistung» meint

dazu der Wissenschaftsphilosoph Jürgen Mittelstrass (2007, S. 9). Und noch 1945 schrieb der damalige Präsident der Harvard Universität in einem Brief an die New York Times (13. August, übersetzt durch den Autor): «Es gibt nur eine sichere Methode, wie man den Fortschritt in der Wissenschaft garantieren kann. Man muss geniale Menschen finden, sie unterstützen und sie dann ihre Tätigkeit selbstbestimmt ausüben lassen.»

Inzwischen hat der Staat seine Zurückhaltung gegenüber den Universitäten aufgegeben und aus einst stolzen Bastionen unabhängigen Denkens sind Umsetzungs- und Ausführungsorgane staatlicher Programme und Initiativen geworden. Es gilt wieder die (angeblich von Lenin aufgestellte) Doktrin: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Damit die knappen Mittel «effizient» eingesetzt werden, zwingt der Staat die Universitäten und die zur «Wissensproduktion» und «Bildungsproduktion» angestellten Professoren mit ihrem wissenschaftlichen Anhang auch zur ständigen Teilnahme an künstlich inszenierten Wettbewerben. Und das gleich von zwei Seiten her. Universitäten müssen sich nämlich sowohl in Forschungswettbewerben als auch in Bildungswettbewerben bewähren, um so bei den immer weiter um sich greifenden Rankings vorne mit dabei zu sein.

In Europa setzte sich jedoch die Ansicht durch, dass man durch die Imitation amerikanischer Topuniversitäten auch bei uns eine neue wissenschaftliche Elite hervorzaubern könnte. Wie kleine Jungs wollten plötzlich alle die Grössten sein, und die Politik begann damit, die Förderung von Eliteuniversitäten, Eliteinstituten, und Eliteforschern zu propagieren. Deutschland startete eine Exzellenzinitiative, um die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Forschungsstandortes Deutschlands zu fördern. Die Schweiz setzte sich das Ziel, durch die Förderung der Exzellenz in Zukunft zu den fünf führenden Innovationsländern zu gehören. Und die EU nahm sich in der sogenannten Lissabon-Strategie im Jahr 2000 vor, Europa bis 2010 zur weltweit dynamischsten wissensbasierten Wirtschaft zu machen (da ist die Zeit schon abgelaufen). Spitzenuniversitäten, Topinstitute und Forschungscluster schossen wie Pilze aus dem Boden und überall versuchte man noch exzellenter zu sein als die auch schon exzellente Konkurrenz. Man übersah bei dieser geradezu kindisch anmutenden wissenschaftspolitischen Wichtigtuerei, dass nicht alle exzellenter sein können als alle andern. Der Trugschluss der Verallgemeinerung gilt nach wie vor. Stattdessen wurde der Begriff der Exzellenz durch diesen grotesken Wettlauf zur bedeutungslosen Floskel degradiert. Der Philosoph Jürgen Mittelstrass (2007, S. 4) schreibt dazu: «Niemand konnte bisher daran Anstoss nehmen, dass

*man von einer exzellenten Küche, einer exzellenten Bühne oder auch von exzellenter Wissenschaft oder exzellenten Wissenschaftlern sprach. [...] Im Falle der Wissenschaft ist es anders, seit sich die Wissenschaftspolitik auf diese Begrifflichkeit gesetzt hat und in mittlerweile kaum mehr erträglichen, gebetsmühlenartigen Wiederholungen von exzellenter Forschung, exzellenten Forschungseinrichtungen, Exzellenzclustern und Exzellenzinitiativen spricht.»*

Doch wie weiss man überhaupt, was Exzellenz ist, und wo es sich lohnt, wissenschaftliche Elite zu fördern? In Wirklichkeit weiss das niemand genau und am allerwenigsten die Politiker, welche vollmundig solche Exzellenzinitiativen starten. Aber das ist angeblich auch gar nicht nötig, denn dafür gibt es ja die künstlich inszenierten Wettbewerbe. Diese schälen, so meint man, die Elite von selbst heraus, ohne dass man sich um den Inhalt oder den Zweck der Forschung zu kümmern braucht.

Verbunden mit der Markt- und Wettbewerbseuphorie ist auch ein tiefes Misstrauen gegenüber der unabhängigen, «im Elfenbeinturm» stattfindenden universitären Grundlagenforschung, von der Politiker oft nicht so recht wissen, was sie eigentlich soll. Was bringt schon die Suche nach Erkenntnis ausser hohen Kosten? Der frühere britische Erziehungsminister Charles Clarke bezeichnete deshalb die «mittelalterliche Suche nach Wahrheit» als überholt und überflüssig. Moderne Universitäten sollen anwendbares Wissen produzieren, dass sich möglichst sofort in höhere Wachstumsraten des Bruttoinlandprodukt umsetzen lässt und dieses im Idealfall auch noch etwas nachhaltiger macht. Sie sollen «unternehmerisch» denken und sich den wirtschaftlichen Bedürfnissen anpassen (siehe Maasen und Weingart, 2008). Aus diesem Grund begannen die Regierungen in vielen Ländern und vor allem in der EU, gigantische Forschungsprogramme zusammen zu schustern. Statt den Universitäten direkt Mittel für Forschung zur Verfügung zu stellen, müssen sich diese jetzt untereinander einen Wettbewerb um diese Mittel liefern, so dass nur die «Besten» zum Zuge kommen. Auf diese Weise soll sicher gestellt werden, dass vor allem praxisrelevantes und anwendbares Wissen entsteht und staatliche Gelder nicht mehr «verschwendet» werden (z.B. für «unnütze» Grundlagenforschung). Und die Universitäten sind gezwungen, Scheinwelten von Nützlichkeit zu konstruieren, und so zu tun, als ob alle Forschung einem unmittelbaren Zweck diene (Körner, 2007, S. 174)

Wie beeindruckt man aber die für die Verteilung zuständigen Forschungskommissionen? Ganz einfach, indem man viele messbare Dinge vorweist: möglichst viele Publikationen, möglichst viele dritt-

mittelfinanzierte Projekte und möglichst viel Vernetzung mit anderen Instituten und Universitäten. Auf diese Weise demonstriert man «Exzellenz», die wiederum dazu führt, dass man leichter an weitere staatliche Forschungsgelder herankommt. Wettbewerbsfähigkeit ist damit auch für Universitäten zum obersten Ziel geworden und demzufolge die Ausrichtung an messbaren Kennzahlen, die bei den künstlich inszenierten Wettbewerben eine Rolle spielen. Die dahinter stehende Vorstellung ist, dass unser Wissen proportional mit der Masse an wissenschaftlichen Projekten, Erzeugnissen und der Vernetzungsintensität der Forschungsinstitutionen ansteigt, was uns dann auch mehr Fortschritt und Wohlstand beschern sollte. Eine an Naivität nicht zu überbietende Tonnenideologie.

In der modernen Universität geht es also nur noch am Rande um Erkenntnis, selbst wenn bei Sonntagsreden immer noch so getan wird, als ob dieses Ziel weiterhin im Vordergrund stünde. Moderne Universitäten sind einerseits Fundraising-Institutionen, die es darauf anlegen, möglichst viele Forschungsgelder für sich abzuzweigen. Und andererseits sind sie Publikationsfabriken, die versuchen ihren Publikationsoutput zu maximieren. Demzufolge ist der ideale Professor eine Mischung aus Fundraiser, Projektmanager und Vielpublizierer (entweder direkt oder als Mitautor bei von Mitarbeitern am Institut erstellten Publikationen), bei dem nicht die Suche nach Erkenntnis, sondern der messbare Beitrag zur wissenschaftlichen Exzellenz im Vordergrund steht. Und damit die Professoren ihren Beitrag zur Exzellenz auch brav leisten, gibt es zusätzlich zu den traditionellen Dekanen an jeder Abteilung neu auch Fakultätsmanager und der Rektor bzw. Präsident ist heute eine Art CEO, der von oben herab neue Strategien zur Erreichung von noch mehr Exzellenz diktiert. Forschung wird zum Mittel im Kampf um «Marktanteile» von Universitäten und Forschungsinstituten (Münch, 2009, S. 148–164).

Universitäten, die sich nach aussen als grossartige Tempel der wissenschaftlichen Exzellenz darstellen, sind intern zu Kindergärten verkommen, wo Professoren sich gegenseitig mit Publikationslisten und der Menge eingeworbener Forschungsgelder zu übertrumpfen versuchen. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit werden Projekt- und Publikationsolympiaden veranstaltet, wobei die Gewinner dann statt Medaillen mit Elite- und Exzellenzstatus, Befreiung von Lehrverpflichtungen und im «besten Fall» auch noch mit höheren Salären belohnt werden. Und das obwohl viele Projekte und Publikationen für den Rest der Menschheit nicht die geringste

Bedeutung besitzen und diese «Wissenschaftsolympiaden» auch nicht annähernd den Unterhaltungswert von Olympischen Spielen besitzen.

### 3. Fazit

Das Fazit aus diesen Überlegungen ist eindeutig: Schluss mit diesen künstlichen Wettbewerben. In Wissenschaft und Bildung entstehen qualitativ gute Arbeit und Höchstleistungen dadurch, dass man fähigen und motivierten Menschen die Chance gibt, sich in einer möglichst freien, stimulierenden Umgebung zu entfalten. Deshalb ist es kontraproduktiv, Wissenschaftler, Professoren und Lehrer unter den Generalverdacht der Leistungsverweigerung zu stellen und in jedem ein potentiell schwarzes Schaf zu vermuten, aus dem man eine gute Leistung mit einem Zuckerbrot herauskitzeln oder mit der Peitsche herausprügeln muss. Auf diese Weise verdrängt man erstens die intrinsische Motivation der eigentlich begabten und motivierten Menschen, wodurch echte Höchstleistungen mehr und mehr ausbleiben. Und zweitens holt man aus unmotivierten und/oder wenig fähigen Menschen selbst mit noch so grossen Zuckerbroten und drohend schwingenden Peit-

schen keine Höchstleistungen heraus. Was diese dann wirklich produzieren, ist quantitativ messbarer Unsinn, den niemand braucht, während die wahre Qualität immer mehr verdrängt wird.

Natürlich wird es stets einige schwarze Schafe geben, die bestenfalls einfach faul sind und schlimmstenfalls ihren Mitmenschen Schaden zufügen. Um die Zahl dieser schwarzen Schafe gering zu halten bzw. um sie auch zu eliminieren, braucht es aber keine Wettbewerbe, mit denen man auch alle weissen Schafe trifft. Nicht Kontrolle, sondern Vertrauen sollte die Basis sein, denn nur so kann eine Atmosphäre entstehen, in welcher kreative und qualitativ hochstehende Leistungen möglich sind. Kontrolliert werden sollen nur diejenigen, die sich über längere Zeit aufgrund regelmässiger Beobachtungen als auffällig erweisen. Hat etwa ein Wissenschaftler über Jahre gar nichts publiziert, dann darf man sich durchaus fragen, was er eigentlich macht. Aber das betrifft immer nur ein paar wenige Prozent von Wissenschaftlern, und die andern über 90 Prozent sollen mit diesen Kontrollen nicht behelligt werden. Ihnen darf weiterhin vertraut werden. ■

### Literatur

- Binswanger, M. (2010). Sinnlose Wettbewerbe: Warum wir immer mehr Unsinn produzieren. Herder Verlag, Freiburg.
- Kohler, K. (2007). Über das Management der Universität. NZZ, 10. August, 2007, 38.
- Körner, C. (2007). Die Naturwissenschaft im Spannungsfeld zwischen individueller Kreativität und institutionellen Netzen.. In: Berka, W. und H. Schmidinger (Hrsg.). Vom Nutzen der Wissenschaften, Wien, Böhlau Verlag, S. 169–181.
- Maasen, S., und P. Weingart (2008). Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur. In: Matthies, H. und D. Simon (Hrsg.). Wissenschaft unter Beobachtung.
- Effekte und Defekte von Evaluationen. Leviathan Sonderheft 24, 141–160.
- Mittelstrass, J. (2007). Begegnungen mit Exzellenz, Impulsreferat für das Symposium «Exzellenz – was fördert und was hindert sie?», Basel, 14.9.2007.
- Münch, R. (2009). Entkopplung, Kolonisierung, Zielverschiebung. Wissenschaft unter dem Regime des Exzellenzwettbewerbs zwischen Universitäten. Schweizerische Gesellschaft für Soziologie Bulletin 136, 8–11. korrektes Zitat?
- Schatz, G. (2001). How can we improve European Research? Unveröffentl. Manuskript der Antrittsrede des Präsidenten des Schweizerischen Wissenschaftsrates, Bern.